







(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von **Eduard Maria Dettinger.**

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen.  
 Jährlicher Pränumerationspreis: 5<sup>1</sup>/<sub>3</sub> Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen  
 nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redakteur.

## Eine Maske.

Novellette von E. M. Dettinger.

... Denn Victor war schon ganz erschöpft. Er trat in eine Loge, setzte sich ermattet nieder und wollte sich dem Schlafe hingeben, der ihn unwiderstehlich überfallen hatte. Da ließ sich ein Domino, der sich ihm mit leisem Schritte und zarter weiblicher Stimme genähert hatte, freundlich an seiner Seite nieder.

Sofort wird eine Unterhaltung angeknüpft, die sich lebhaft fortspinnt.

— Allein, mitten in dem großen Paris, mit der Unerfahrenheit eines jungen Mannes, ohne Rathgeber, ohne Freundin, ohne Mutter! Armer junger Mann! Erstaunen Sie nicht, daß ich eine so ernste Sprache führe, aber eine Frau, die seit zwanzig Jahren in der großen Welt lebt, kennt die Fallen und Gefahren derselben ... dies und die Theilnahme, die Sie mir einflößen ...

— Aber Sie kennen mich ja kaum, antwortete Victor.

— Ich kenne Sie sehr genau, erwiderte der himmelblaue Domino ... es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen ...

— Wie? Und wo haben wir uns schon begegnet?

— Befragen Sie Ihr Gedächtniß. Haben Sie die Orte vergessen, wo Sie seit Ihrer Ankunft in Paris gewesen sind? Waren Sie auf keiner Soirée, auf keinem Balle?

— O ja! Erst gestern war ich bei Herrn C., dem Bankier meines Vaters.

— Und hat keine von all' den Damen, welche sich in dieser Gesellschaft befanden, Ihre Blicke gefesselt?

— Daß ich nicht wüßte.

— Haben Sie nicht eine Dame betrachtet, die ein blaues Kleid getragen hat?

— Ich habe keine bemerkt.

Die Unbekannte stieß einen schweren Seufzer aus.

— So hat sie sich also getäuscht!

— Und wer sagt Ihnen das?

— Ich weiß es. Genug, genug! seufzte die Maske.

— Im Namen des Himmels, wer ist jene Dame und wer sind Sie?

Und in demselben Augenblick hob er, fortgerissen von einem Gefühle, das er nicht beherrschen konnte, einen Zipfel des schwarzen Seidenschleiers auf, der, an der Halblarve befestigt, die untere Hälfte des Gesichts der Unbekannten bedeckte. Sie hielt noch frühzeitig genug Victor's Arm zurück, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber doch schon viel zu spät, um vor ihm die Rosen ihres Mundes und das Elfenbein ihrer Zähne zu verbergen, welche ihm keinen Zweifel mehr gestatteten, daß die Dame sehr jung und sehr schön sei.

— Und ist dies Alles, was eine Frau, die sich Ihrem Vertrauen hingiebt, von Ihnen erwarten kann? fragte der blaue Domino.

Der Ton ihrer Stimme war so ernst und gemessen, als ob ein Gefühl der Reue auf der Unschuld ihres Herzens lastete. Sie wollte sich entfernen. Victor hielt sie zurück.

— Bei allen Himmeln! flehte er; ein Wort, nur noch ein einzig Wort!

— Was wollen Sie von mir?

— Verzeihung für die strafbare Neugier, die sich meiner unwillkürlich bemächtigt hat.

— Ich verzeihe Ihnen; aber gestehen Sie, daß Sie mich schon jetzt für meinen Leichtsinns hart genug bestraft haben. Leben Sie wohl, leben Sie wohl!

— Und wann werde ich Sie wiedersehen?

— Niemals, mein Herr, niemals! entgegnete die Maske in einem Tone, der einen großen Seelenkampf verrieth.

— Haben Sie Mitleid mit mir! Ich bitte und beschwöre Sie, mir zu sagen, wo und wann ich Sie wiedersehen kann.

— Wohlun denn, beim Bankier C.

— Und wann?

— Den Tag kann ich Ihnen nicht bestimmen, doch verspreche ich Ihnen, daß Sie mich recht bald dort finden sollen.

— Woran aber soll ich Sie erkennen?

— Ah, daran habe ich nicht gedacht! Hören Sie mich an: tragen Sie vielleicht einen Ring?

— Einen Ring von meiner Mutter, sagte Victor.

— Wir wollen tauschen ... hier ist der meinige. Versprechen Sie mir, daß Sie ihn stets als ein Unterpfand meiner treuen uneigennütigen Freundschaft tragen werden. Wenn ich ohne Gefahr mich Ihnen entdecken darf, werden Sie Ihren Ring an meiner linken Hand glänzen sehen.

Victor war ganz und gar berauscht, denn in der Sprache und im ganzen Wesen, ja selbst im Vorschlage der schönen Unbekannten, die Ringe zu tauschen, lag etwas Geheimnißvolles, das seine Phantasie erhitze und ihm nicht Zeit ließ, sich über die lebhafteste Leidenschaft zu verwundern, die er einer Dame eingestößt hatte, welche er heute zum ersten Male gesehen. Die Maske übte durch ihre Rede, die bald wie ein strenger Befehl, bald wie eine herzliche süße Bitte klang, einen Zauber aus, der ihn nicht zur Besinnung kommen ließ. Gleich darauf ergriff sie, wie fortgerissen von einer Leidenschaft, die sie alle Rücksichten ihres Geschlechts vergessen ließ, Victor's zitternde Hand und zog ihm den Ring ab, der seinen kleinen Finger zierte.

Victor setzte in diesen Ring einen sehr großen Werth, nicht etwa des kostbaren Steines wegen, sondern einzig und allein darum, weil er ein Andenken von seiner Mutter war. In jedem andern Falle würde er ihn nicht so leicht aus der Hand gegeben haben, wiewohl der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, von weit größerm Werth zu sein schien.

Der junge Mann ist ganz verduzt. In der Gluth seiner Leidenschaft neigt er sich zu ihr hin und will sie in seine Arme schließen. Sie steht auf, öffnet die Logenthür und fliegt leicht wie ein Vogel davon.

\* \* \*

Ein ganzer Monat war seitdem verflossen. Victor hatte während der ganzen Zeit keine einzige Abendgesellschaft beim Bankier C. versäumt. Sein sehnfüchtiges Feuerauge irrte von einem Saale in den andern. Aber all' seine Blicke, all' seine Fragen waren vergebens, all' seine Versuche nutzlos, all' seine Hoffnungen vereitelt. Und dennoch konnte er die schöne Unbekannte nicht vergessen, sie, deren geheimnißvolle Miene, sie, deren sirenensüßer Ton, sie, deren verführerische Rede so siegreich sein Herz gefesselt hatten!

— — — — —  
— — — — —

Eines Tages, als er zufällig in das Gewölbe eines Juweliers eingetreten war, um sich ein Breguet-Kettchen zu kaufen, wandelte ihn die Lust an, den Ring schätzen zu lassen, welcher seit jenem seligen Augenblick, an dem er ihn von der Unbekannten als ein Unterpfand ihrer uneigennütigen Freundschaft empfangen hatte, nicht von seiner Hand gekommen war.

— Betrachten Sie diesen Stein! Welch ein Glanz! Welch ein Feuer! Welch ein Wasser! Was kostet wohl solch ein Diamant?

— Solch ein Diamant? wiederholte der Juwelier.

— Nun ja!

— Dieser Stein, mein Herr, ist ein nachgemachter Diamant.

— Was sagen Sie?

— Die Wahrheit, lieber Herr.

Der arme Victor stand wie versteinert.

— Ich war verliebt, rief er aus und schlug sich vor die Stirn, rasend verliebt und in wen, in wen?

Wer von Euch hat Lust, den armen Victor zu bedauern?

---

### La fille du peuple.

Geh', fürchte nicht, daß Baronesse, Marquise,  
Mir gefalle, wie schön sie's auch triebe;  
Mein Lieb und ich, wir tragen zur stolzen Devise:  
»Ich bin aus dem Volk, sowie meine Liebe!«

---

## Herr und Madame Gir.

Skizze von E. Guido.

Sie ist männlich, er ist weibisch. Von diesen Eheleuten darf man sagen »les extrêmes se touchent.«

Madame beschäftigt sich den ganzen Tag mit männlichen, Monsieur mit weiblichen Arbeiten.

Während er auf den Markt geht, um Grünzeug und Gemüse einzukaufen, nimmt sie in der Manège Unterricht im Reiten und im Fechten.

Er schreibt Strümpfe, sie strickt Bücher.

Damen, welche Schriftstellern, sind mir in der Regel etwas unangenehm. Madame Gir rechne ich zu den Ausnahmen. Ich gestehe, daß es mir einen eigenthümlichen Genuß gewährt, wenn ich sie in phantastischer Kleidung vor ihrem Pulte sitzen und an einer Novelle arbeiten sehe.

Um den weißen Atlas ihrer Hand nicht zu beflecken, hält sie die Finger während des Schreibens in einem ausgegangenen Glacehandschuh versteckt. Wenn ich sehe, wie ihre Purpurlippen die Fahne der Feder küssen, um ihr ein schönes Bild, eine zarte Allegorie, eine anmuthige Wendung abzugewinnen, so bin ich (weshalb sollte ich es verhehlen?) ganz entzückt. Gibt's ein schöneres Loos in der Welt, als eine Feder zu sein in der Hand einer reizenden Frau?! Die Feder ist's, der sie ihre geheimsten Gedanken anvertraut; die Feder ist's, mit der sie alle Ereignisse ihres Lebens in ihr Tagebuch einträgt. Beneidenswerthe Feder und noch beneidenswertherer Herr Gir!

Herr Gir muß den Mops und die Fenster waschen, die Messer und den Spiegel putzen, die Federn und die Kinderhauben schneiden, den Fußboden bohnen, den Staub der Meubles und die Spinnweben an den Wänden abkehren, die Nachtigallen füttern und die Gänse stopfen, die Speisen auf- und die Schulden seiner Frau abtragen, ihre Garderobe und ihre Bibliothek ordnen.

Uypropos, Bibliothek! Madame Gir hat eine Büchersammlung von mehr als zweitausend Bänden, worunter sich folgende merkwürdige Werke finden:

Homers Odyssee.

Casanova's Memoiren.

Tragödien von Sophokles, übersetzt von D. Marbach.

Abhandlung über Brückenbaukunst, von H. F. Barrow.

Youngs Nachtgedanken.

Traumbüchlein.

Miltons Verlorenes Paradies.

Ueber die Krankheiten der Pferde.

Ariosts Rasender Roland.

Die Kunst, sich zu schminken, von Louis Schneider.

Sämmtliche Werke der Frau von Genlis.

Der vollkommene Whist- und Boston-Spieler.

Kants Metaphysik.

Mac-Adams System der Straßenpflasterung.

Calderons Schauspiele.

Alberti's Complimentirbuch.

Herders Eid.

Beckmanns Eisensteher Nante, 32te Auflage.

Ueber Verbrechen und Strafen, von Beccaria.

Untrüglicher Rathgeber zur Vertilgung von Flöhen, Wanzen u. s. w.

Hellers Perlen.

Langbeins Talisman gegen die Langeweile.

Shakespeare's Schauspiele.

Anweisung, Brunnenröhren anzulegen, von Schmidt.

Albrechtsbergers Fugenlehre.

Kunst, in zwei Stunden Hunde zu dressiren.

Elise oder das Weib wie es sein sollte, 6te Auflage.

Anweisung, Netze zu stricken.

Memoiren des Herrn von Faublas.

Goens-Cunningham, Ueber moralischen Ehebruch.

Stunden der Andacht, von Ischolle.

Une liaison dangereuse, von Duclos.

Von ihrem eigenen Werke hat sie, um es ihren Freunden und Freundinnen leihen zu können, sechshundert Prachtexemplare in grünem Maroquin mit Goldschnitt.

### Mademoiselle Duthé.

Mademoiselle Duthé war eine französische Schauspielerin, die so viel Anbeter hatte, als es Stunden in einem Jahre giebt. Aber einer ihrer leidenschaftlichsten Verehrer war Dr. Feria, einer der berühmtesten Aerzte Frankreichs. Feria hielt Mademoiselle Duthé für das schönste Weib unter Gottes schöner Sonne; er liebte ihre Taille, die biege- und schmiegsamer als ein Rohr war; er liebte ihre Augen, funkelnd wie der Diamant, brennend wie Feuer; er liebte diese Arme, die der Venus von Milo anzugehören schienen; er fand große Majestät in diesem Kopfe, der so lieblich und stolz wie der einer Antike war; er schwor nur bei der Duthé; er feierte ihr Lob und sang ihre Reize. Mademoiselle Duthé war der Refrain seines Lebens, sein erster und sein letzter Gedanke. — Einmal war der Doctor einen ganzen Monat verreist; als er nach Paris zurückkehrte, war Mademoiselle Duthé eben gestorben. Zwei Tage später schrieb er an einen seiner Freunde: »Gestern war der glücklichste Tag meines Lebens: die arme Duthé, so jung und schön, ich habe sie secirt! Ach, Freund, nichts ist interessanter, als dem Leichnam die Geheimnisse des Lebens, der gewelkten Rose die Geschichte ihrer Düfte, der zerbrochenen Leier die Geheimnisse ihres Wohllauts abzufragen. Jedes Weib, das ich liebe, möchte ich wie meine Duthé seciren.«

Wie gefällt Euch dieser kannibalische Arzt?

## Süd- und Nord-Franzosen.

Die große Mehrzahl aller abgeschliffenen Ausbeuter der politischen Zustände Frankreichs sind Südländer. Mit Richelieu, welcher den tiefen Ernst, die durchgreifendere Absicht mit der feinsten Geschmeidigkeit verband, beginnt eine Reihe politischer Charaktere, die ununterbrochen mit Mazarin, Heinrich IV., Ludwig XIV. und den Cardinälen Fleury und Dubois bis in die neueste Zeit herabreicht. Selbst die Revolution hat diese Kette nicht unterbrochen. Aber während so die „Politiker“ Südländer waren, zeigt sich im Gegensatz, daß die Männer, welche die Politik aus einem höhern Gesichtspunkte aufsaßen und neue Ideen in den Boden Frankreichs legten, wie Sully, Louvois, Colbert, Turgot, dem Norden angehörten. Das äußere Leben des Südens ist so leicht, so lockend, so schön, daß darob das innere oft in den Hintergrund treten muß, ja oft vollkommen verschwindet. Der tiefe Gedanke mag auch im Süden herrschen, aber seine Durcharbeitung gehört unbedingt dem Norden an. Von allen Philosophen und Denkern ist nur Montaigne halbweg ein Südländer; Abälard, Descartes, Bossuet, Diderot, Buffon bis auf Lamennais sind Nordländer. Und nicht nur der Ausdruck und die Durcharbeitung des tiefen Gefühls gehörte dem Norden an, auch die Dichter Frankreichs, Corneille, Racine, Molière, sind Nordländer. Es gesellt sich äußerlich Alles so leicht im Süden, daß darob die innere Geselligkeit verschwinden muß. Der Südländer kann in gesellschaftlicher Beziehung wie ein geistiger Lazzarone leben; der Nordländer muß streben, schaffen, wirken, die Gesellschaft „im Schweige seines Angesichts“ erringen. Und so erklärt es sich ganz von selbst, daß auch die unbedingte Mehrzahl aller Staatslehrer und Socialisten aus dem Norden kamen; nur Montesquieu, der Mann der rechten Mitte, gehört dem Mittelreiche in Bordeaux an; Voltaire, Rousseau, St. Simon, Baboeuf, Fourier sind Nordländer. Besonders unter den Soldaten tritt der Gegensatz sehr klar hervor. Die Nordländer sind die Ersten und die Letzten auf dem Schlachtfelde: Kellermann siegte bei Jemappes, Ney blutete für das besiegte Kaiserthum, Hoche und Marceau waren so hoffnungslos als selbst Napoleon. Aber sie waren zu schroff und eckig, um wie ihre unglücklichen Nebenbuhler sich in alle Stellungen zu fügen. Bonaparte fing als Jakobiner an und endigte als unumschränkter Selbstherrscher aller Franzosen. In der Juli-Revolution zeigt sich endlich noch ein Mal ein ähnliches Verhältniß. Die Denker Benjamin Constant, Royer Collard; die Leute, welche die Herzen kannten und zu bewegen wußten, P. L. Courier, Béranger; die Männer der ersten That, Carrel, Audry de Puyraveau sind Nordländer; — aber kaum haben sie das harte Tagewerk vollbracht, so treten auch die fein geschliffenen Söhne des Südens, Talleyrand, Casimir Perier, Thiers, Guizot hinzu und führen die Braut heim.



## Der Heimathschein.

Von Theodor Drobisch.

Das Heimweh, das im fernen Land,  
So mancher Schweizer tief empfand,  
Dies kennt der wack're Deutsche nicht;  
Doch eine Plage von Gewicht  
Macht ihm gar oft noch größ're Pein,  
Und dieses ist — sein Heimathschein.

Fehlt ihm dies kleine Dokument,  
Des Deutschen fünftes Element,  
Irrt er herum in Kreuz und Quer,  
Weit schlimmer noch als Ahasver;  
Denn tritt die Polizei herein,  
Ist's erste Wort: den Heimathschein!

Das A=B=C= und Bibel=Buch;  
Zu Hose, Rock und Weste Tuch;  
Cigarren, Tabak, Sauerkraut,  
Ja selbst das Hemde auf der Haut,  
Entbehrt der Deutsche, Groß und Klein,  
Weit eher als den Heimathschein.

Drum, Deutscher! denk' auf Erden hier  
Nur immer an dies Staatspapier;  
Und ist sein Dasein Dir bewusst,  
So kleb' es vorn Dir auf die Brust;  
Denn man geht eh'r zum Himmel ein,  
Als unten ohne Heimathschein.

## Gebet des alten Dessauer.

Von Wilhelm Caspary.

Der alte Marschall Dessau-Leopold,  
Vor einer Schlacht zum Herregotte sprach:  
»Gott Vater droben, sei mir heute hold  
Und laß mich siegen noch an diesem Tag.  
Du bist mir immer gnädig ja gewesen,  
Drum hilf auch heute mir ein wenig nach;  
Mach' aber drob nicht vieles Federlesen —  
Wohl ist mir Deine Hilfe von Gewicht,  
Soll aber heut ich keinen Lorbeer lesen:  
Dann hilf doch auch dem Lump von Feinde nicht.«

## Schwarz, Roth und Gold \*).

Von Albert Türk.

Schwarze Augen, rothe Wangen  
Und der Locken gold'ne Pracht:  
Mädchen, trägst verbot'ne Früchte,  
Schönes Kind, nimm Dich in Acht.

Schwestern, so die Farbe tragen,  
Lade sie zum Rebensaft,  
Und dann führ' mich ein in eure  
Holde Mädchen=Burschenschaft.

Heimlich kommen wir zusammen,  
Grübeln dann, was Liebe sei.  
Traust mir nicht? — Ich bin kein Mitglied  
Der geheimen Polizei.

\*) Probe aus den soeben erschienenen Gedichten von Albert Türk, Berlin, Wohlgemuth, 1846.

### Ein kolossaler Puff.

671



Ein Kutscher, der an Zahnschmerzen litt, hatte sich ein Stückchen Baumwolle in den hohlen Zahn gesteckt. Die Baumwolle war präparirt und entzündete sich. Hier sieht man die Folgen der Schönbein-Böttcher'schen Erfindung!

### Ein Stelldichein auf dem Dache.

672



oder: die gefährliche Nachbarschaft.

## Zapfenstreich.

**Ancona.** Unlängst wurde hier die Büste des verstorbenen Papstes, Gregors XVI., mit einem Strick um den Hals durch die Straßen geschleift. Pius IX. dagegen wird in den Himmel gehoben. (Alle neuen Besen kehren gut.)

**Augsbura.** Herr Gustav Kolb ist noch immer Redakteur der „Augsburger Allgemeinen.“ (Armer Herr von Cotta!)

**Baden.** Herr August Lewald, der die Redaktion der altersschwachen „Europa“ niedergelegt hat, erklärt in seinem Abschiede an die Leser, er werde die „Geschichte der Europa“ schreiben. (Über welcher Mensch wird so närrisch sein, die Geschichte der Lewald'schen „Europa“ zu studiren?)

**Berlin.** Die „Grenzboten“ schreiben: In Frankreich debattirt man über Thronreden; wir im bescheidenen Deutschland müssen uns mit Debatten über Zeitungsprogramme und Probenummern beschränken. Eine solche Debatte ist auch durch das Erscheinen der Probenummer der „Berliner Zeitungshalle“ von G. Julius herbeigeführt worden. Man streitet über die Richtung, welche das neue Blatt einschlagen wird, tadelt die Rückhaltung, die im Programme vorherrscht, und vergißt, daß es unter preussischer und zumal unter Berliner Censur gerade das Klügste ist, wenn es, gerade wie eine englische Thronrede, so wenig wie möglich sagt. Das Publikum ist so oft schon durch Programm-Versprechungen getäuscht worden, daß ein ehrlicher Mann sich eigentlich schämen muß, dergleichen Quacksalber-Hilfsmittel als Köder auszuwerfen. Wenn ich heute ein neues Journal begründen sollte, so würde ich meine Thronrede, mein Programm, folgendermaßen stylisiren: »Mylords und Herren! Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Sechs Mal sechs ist sechs- unddreißig. Zwanzig Buch Papier machen ein Ries, zehn Ries machen einen Ballen. Morgenstunde hat Gold im Munde. Wer drei Mal hintereinander alle Neune schiebt, gilt gewöhnlich als ein guter Spieler. Schelling lebt gegenwärtig in Berlin. Zu Dionys dem Tyrannen schlich Mörös, den Dolch im Gewande. Und der Herr redete mit Mose und sprach: Ihr sollt kein Fett essen von Ochsen, Lämmern und Ziegen. Der siebenjährige Krieg zeichnete sich dadurch vor dem dreißigjährigen aus, daß er um dreiundzwanzig Jahre kürzer dauerte. Mylords und Herren! Nachdem ich Ihnen diese Principien auseinander gesetzt, welche meine Zeitung stets unerschütterlich verfechten wird, bleibt mir die volle Satisfaktion, daß der Pränumerationspreis für den (sic!) Semester nur drei Thaler ist. Bestellungen nehmen alle löblichen Postämter und Buchhandlungen an. Mylords und Herren: die Zeitung ist eröffnet.

∴ „Michel Bremond“, Drama von Biennet, und „le docteur noir“, Drama von Unicet-Bourgeois, sind als Nummer 347 und 348 ins Schlesinger'sche „Répertoire du théâtre français“ aufgenommen worden. Das erstere dieser beiden Stücke hat bekanntlich auch hier furore gemacht.

∴ Der Katalog der diesjährigen (35sten) Kunstausstellung enthält bis jetzt 1686 Nummern, also über hundert weniger als der von 1844, welcher mit Nummer 1790 schloß und in einem zweiten, später ausgegebenen Nachtrage bis auf 1870 stieg.

∴ Für die Einrichtung von Omnibus in Berlin sind alle Contracte mit einem Hamburger Unternehmer so weit in Ordnung, daß mit dem 1. Januar 1847 die Fahrt auf allen hiesigen Coursen begonnen wird. Für die festzusetzenden Fahrpreise ist nur zu wünschen, daß sie für die gewöhnliche Tour den Preis eines Silbergroschens nicht übersteigen. Aber, sagt man, dann werden die Omnibus ja auch den Arbeitern zugänglich sein, die neben Damen und Herren aus den höhern Ständen Platz finden werden. Wer das nicht versteht, begeben sich nach Paris oder London, wo auch in dieser Beziehung kein Unterschied der Stände herrscht. Im Fall dieser in Berlin noch zu mächtig sein sollte, müßten sich die Unternehmer dazu verstehen, nicht Omnibus, sondern Partibus, d. h. drei verschiedene Wagen, für den hohen Adel, für das hochzuverehrende Militär und für das wohlgeborene Publikum zu bauen.

**Breslau.** Unsere Stadt consumirt jährlich über 18 Millionen Stück Cigarren.

**Chamouny.** Der Montblanc sollte, nach dem Berichte einiger deutschen Zeitungen, durch die große Hitze des Augustmonats seine Schneekappe eingebüßt haben. Dagegen berichtet ein Engländer im „Athenäum“ vom 5. September: er habe dies in deutschen Blättern gelesen und den König der Berge in schwarzem Gewande zu sehen erwartet;

dem sei aber nicht so: weiß wie immer habe der Montblanc sich über das Thal von Chamouny erhoben, augenscheinlich entschlossen, seine Schneekrone auch in diesem Jahre nicht abzulegen. (Also wieder eine Lüge!)

**Dresden.** Herr Robert Schmieder sagt in einer Kritik über „Don Carlos“: »Der Domingo des Herrn Eduard Devrient war der langweiligste und simpelste Nachmittagsprediger, der des Sonntags mit seinen Salbadereien die gläubige Dorfheerde einschläfert. (Grob, aber wahr!)

**Frankfurt.** Der deutsche Buchhandel hat statt der längst verheißenen Pressfreiheit ein neues Bundestags-Gesetz zu erwarten, nach welchem alle Drucksachen ohne Ausnahme, selbst Bücher über zwanzig Bogen, vor der Versendung der Censur vorgelegt werden müssen. Wieder ein Fortschritt zum — Rückschritt. (Schleswig-Holstein, mehr umschlungen!)

**Kassel.** Ludwig Spohr hat die Einladung erhalten, sein neuestes Oratorium, „der Fall Babylons“, im November zwei Mal in Wien mit einem Personal von 1000 Mitwirkenden zu dirigiren. Der Fürst Metternich hat selbst den Kurprinzen um den Urlaub gebeten; indeß fragt es sich, ob dessen Bitte wirksamer ist, als die der Königin Victoria, der ein ganz gleiches Gesuch vor drei Jahren vom Kurprinzen abgeschlagen worden ist.

**Leipzig.** In Nummer 134 der „Constitutionellen Staatsbürgerzeitung“ zieht ein Mitarbeiter, Namens Christian Hey, gegen Herrn Franz von Florencourt zu Felde, weil Letzterer behauptet hat, daß Herr Hey zum Genus „Robert Blum“ gehöre. Der Deutsche, der nun einmal gern Retourkutschen liebt, bleibt bei Angriffen dieser Art nicht gern eine Antwort schuldig. Herr Hey erwidert: »Ich muß Herrn Franz von Florencourt in die Genus Apostatus und in die Species Chamaeleonis classificiren; in der letztern gehört er zu den gernschillernden.« Mit der Ansicht des Herrn Hey sind wir vollkommen einverstanden, weniger aber mit seinem Lateinisch. In seiner Stelle hätten wir statt die genus das genus und statt Apostatus lieber Apostata geschrieben, weil das Wort genus, unverbürgten Schiffernachrichten zu Folge, generis neutrius und Apostatus ein Wort ist, das bekanntlich gar nicht existirt. Auch hätte Herr Hey, wollte er einmal als neuer Cuvier auftreten, sehr wohl gethan, statt Species Chamaeleonis — Chamaeleontis zu schreiben, weil dieses der richtige Genitiv ist. — Daß Herr Hey kein Römer ist, wundert uns am Ende nicht, daß aber der verantwortliche Redakteur Dr. Rudolph Küder solche grammatische Böcklein stehen läßt, ist, wenn auch nicht unverantwortlich, doch jedenfalls störend. Doch darum keine Feindschaft nicht. Errare heymannum est!

Die „Spen. Zeitung“ berichtet vom Rhein: »Wie ein honoris causa erhaltenes Doctor-Diplom auch manchmal für den Inhaber große Unannehmlichkeiten mit sich führen kann, das hat der bekannte General-Musikdirektor Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy in vergangener Woche bei uns erfahren. Bekanntlich wurde vor Kurzem nach dem bei einem an der Baronesse M.... in Cöln verübten Cassetten-Diebstahl betheiligten Dr. med. Mendelssohn aus Berlin von den Gerichten ein Steckbrief erlassen. Als nun in vergangener Woche der General-Musikdirektor Mendelssohn mit der Eisenbahn aus Belgien nach Aachen reiste, wurde er, da er sich als Dr. Mendelssohn aus Berlin legitimirte, auf der preussischen Grenzstation Herbesthal für den steckbrieflich verfolgten Namensvetter genommen und festgehalten. Vergeblich waren alle Aufklärungen und Reklamationen, der Beamte wollte in seinem Diensteser die Beute nicht fahren lassen, und der Componist war genöthigt, die Nacht in dem kleinen Orte zuzubringen. Erst am nächsten Morgen gelang es ihm, die Identität seiner Person zu berichtigen und seine Reise fortzusetzen. Herr Mendelssohn soll bei dem Vorfall sehr ärgerlich gewesen sein.«

Die Herren Biedermann und Laube zeigen in der „Deutschen Allgem. Zeitung“ an, daß die nach Weimar ausgeschriebene Versammlung deutscher Schriftsteller nicht stattfinden könne. Der Minister von Schweizer hat auf ihre Anfrage: »ob eine allgemeine deutsche Schriftsteller-Versammlung, die öffentlich und parlamentarisch verhandelt und in den Consequenzen ihrer Verhandlungen wohl auch Staatsverhältnisse berühren dürfte, erlaubt sei?“ die Versammlung ohne Weiteres verboten. Das Verbot lag in der Frage, die so gestellt war, daß der Minister nicht anders handeln konnte, denn der Brief des Herrn Laube ist eine Art Denunciation einer Versammlung mit politischen Tendenzen. Demnach ist die zweite Schriftsteller-Versammlung vernichtet.

Die „Leipz. Zeitung“ bringt folgende Gegenerklärung: »Der Schriftsteller-Verein zu Leipzig sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß die zweite allgemeine deutsche Schriftsteller-Versammlung in Weimar, durch deren zweckmäßige Vorbereitung Herr Dr. G. Kühne sich den wärmsten Dank gesichert hat, einzig und allein durch das Benehmen der beiden andern Ausschußmitglieder, der Herren Professor Bieder-

mann und Dr. Laube, welche schon seit längerer Zeit eine Abneigung gegen diese zu erkennen gaben, hintertrieben worden ist. Laut Mittheilung an den Schriftsteller-Verein hat nämlich Herr Laube mit Zustimmung des Herrn Biedermann gegen Se. Exc. den wirklichen Geheimerath und Staatsminister Herrn Dr. Schweizer zu Weimar die grundlose Behauptung ausgesprochen, daß die allgemeine deutsche Schriftsteller-Versammlung „in den Consequenzen ihrer Verhandlungen auch Staatsverhältnisse in Rede bringen könne“. Wir finden keine Worte, ein Verfahren zu bezeichnen, welches zur Verhinderung der Versammlung unausbleiblich herausfordern mußte. Mit der Veröffentlichung dieser Erklärung ist der Vorstand des Leipziger Schriftsteller-Vereines von der Versammlung am 28. September 1846 ausdrücklich und einstimmig beauftragt worden.

Wir, für unsern Theil, können, in Bezug auf die Erklärungen der Herren Biedermann und Laube, wie auf die des Leipziger Literaten-Vereines, nicht verhehlen, daß beide Theile sich, wie gewöhnlich, compromittirt haben, der Verein, daß er zwei Leute gewählt, die dessen Vertrauen nicht verdient; die Herren Biedermann und Laube, daß sie den durchweg harmlosen und ganz und gar unschädlichen Verein, Gott weiß weshalb, gelind ausgedrückt, verdächtigt haben. Wenn beide Herren nun noch einen Funken von Schamgefühl besitzen, so werden sie, in Folge jener Vereins-Erklärung, freiwillig ausscheiden, oder, wenn ihnen dies Schamgefühl abgeht, aus dem Vereine ausgestoßen werden müssen, denn wer die Mitglieder desselben gegen irgend eine Regierung verdächtigt, kann diesem Vereine unmöglich länger angehören. Durch diesen freiwilligen oder unfreiwilligen Austritt der Herren Biedermann und Laube werden aber weder sie noch die Vereinsmitglieder Etwas verlieren, da der Verein niemals mehr als der „Schatten eines Schattens“ gewesen ist.

Das bekannte Schleswig-Holstein-Lied ist, nach einer Mittheilung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, nicht von Chemnitz und auch nicht zuerst auf dem Würzburger Liederfeste gesungen worden. Es ist von dem Kreis-Justizrath Dr. Straß in Berlin im Jahr 1844 gedichtet und zu dem damaligen Liederfest nach Schleswig gesandt worden. Der Advokat Chemnitz hat das Lied bloß verändert und der Musikdirektor Bellmann in Schleswig, Mitglied der Akademie in Stockholm, dasselbe componirt, worauf es bei dem Gesangfest in Schleswig schon im Jahre 1844 gesungen wurde.

Es geht los! Schleswig-Holstein wird bald gehörig in Musik gesetzt sein, wie vor einigen Jahren der Rhein. Meer- und musikumschlungen! Josef Gungl hat bereits einen „Schleswig-Holstein'schen Marsch“ herausgegeben, der in Berlin rasenden Beifall fand. — Von Sympher ist erschienen: „Deutscher Zuruf an Schleswig-Holstein“, Gedicht von Ruperti, für eine Stimme mit Pianoforte. — Von Hamm: „Deutschlands Antwort an Schleswig-Holstein“, für Männerchor. — Von Seelmann: „Schutz und Trutz, den Brüdern in Schleswig-Holstein gewidmet“, für vierstimmigen Männerchor.

In der Hannover'schen „Morgenzeitung“ schreibt Herr Moriz Hartmann: „Von Moriz Hartmann wird bei Monatsfrist ein zweiter Band Gedichte bei Wigand (natürlich nicht bei Otto, sondern bei Georg) erscheinen.“ Dies natürlich finden auch wir höchst natürlich, denn schwerlich würde Herr Otto Wigand zu bewegen sein, Hartmann'sche Makulatur zu drucken. Wäre der erste Band seiner „Gedichte“ so brillant gegangen, als Herr Hartmann überall selbst ausposaunt, warum hat dann Herr J. J. Weber nicht auch den zweiten Band dieser Moriz'schen Unsterblichkeit in Verlag genommen? Die Art und Weise, wie Herr Hartmann sich von gewissen Leuten lobhudeln läßt, grenzt in der That ans Unverschämte.

„Faren aus Sachsen“ ist der Titel eines kleinen Werkchens voller Humor, das in der englischen Kunst-Anstalt von Payne in Leipzig erschienen und mit einem colorirten Titellupfer geziert ist. Das Büchlein enthält: 1) Leipzig im Guckkasten. 2) Auf der Eisenbahn, III. Klasse. 3) Eine Scene aus der Kaspar-Bude. 4) Monolog einer Gaslaterne auf der Schloßgasse in Dresden. 5) Die große Mystifikation, oder: Johann der muntere Seifensieder auf andere Art.

Der Berliner „Gesellschafter“ theilt aus Marbachs „Tristan und Isolde“ ein Bruchstück mit, womit Herr Gubitz nicht weniger als elf Spalten füllt.

Im „Chemnitzer Anzeiger“ liest man folgende rührend-schöne Anzeige: „Die in Nummer 70 des „Chemnitzer Anzeigers“ ersichtliche Anzeige meines Chemannes ist ganz überflüssig, eines Theils, weil es mir nie in den Sinn gekommen ist, auf meines Mannes Namen Etwas zu borgen, andern Theils, weil mir Niemand auf den Namen meines Mannes Etwas borgt. Chemnitz, den 2. September 1846. Aurelie Paul, geb. Sohr.“

Unser Theater hat wenig Glück mit seinen Neuigkeiten. Auf das Fiasco, das der „deutsche Leinweber“, von Storch und Adami, auf unserer Bühne gemacht, ist ein neues Stück, „1760 oder die Belagerung von Graßlingen“, von einem Herrn Lewi-Schücking“, nur mit getheiltem Beifall aufgenommen worden.

**London.** Die „Times“ enthielten neulich wieder einen Artikel über die spanische Vermählungsfrage und suchen jetzt, da, wie es scheint, auch sie sich in das Nothwendige schicken müssen, die Ritterlichkeit und das Ehrgefühl der Spanier herauszufordern. Sie sehen sich nach einem Spanier um, welcher mit dem patriotischen Ruf: „Moriatur pro rege nostro Isabella“ (laßt uns für unsern König Isabella sterben) Racheiferung wecken soll, und citiren dabei die alten Ruhmwürdigkeiten Spaniens.

∴ Der „Globe“ nennt die Steckbriefe, welche der französische Präsekt des Loire- und Cher-Departements gegen den spanischen Prätendenten und den General Cabrera erlassen hat (siehe Paris) „Bildnisse, welche nicht schmeicheln“.

∴ Charles Dickens-Boz hat einen neuen Roman, „Geschäfte mit der Firma Dombey und Comp., en gros, en detail und zur Ausfuhr“, geschrieben. Es soll in zwanzig Monatslieferungen erscheinen. (Frisch auf, ihr Herren Uebersetzer!)

∴ Die Zahl unserer Blaustrümpfe ist nun schon auf 47 angewachsen.

∴ Im Palast von Hampton-Court befindet sich eine Spinnen-Gattung, die sonst nirgends in England anzutreffen ist. Sie haben einen guten Zoll Länge und die Dicke eines Fingers; ihre Beine sind etwa zwei Zoll lang und ihr Körper ist mit dichtem Haar bedeckt. Sie heißen Cardinalsinnen und führen diesen Namen zu Ehren des Cardinals Wolsey.

∴ Die größte Locomotive auf der Great-Western-Eisenbahn wird von den Conducteuren sehr bezeichnend „der Russe“ genannt, weil sie erschrecklich viel Material frisst.

**München.** Der bairische Verdienst-Orden ist so erweitert worden, daß er in Zukunft 36 Großkreuze, 60 Comthure und 320 Ritter haben kann. (Wer stimmt ein Te deum an? Ich nicht! Wer noch?)

∴ Ueber die Ankunft des Jesuiten-Generals Rothaan aus Rom schweben verschiedene Gerüchte. Nach Manchem kommt er, um Kirchen-Gebete für die Bekehrung des zu aufgeklärten Papstes anzuordnen. Nach Andern ist er hieher berufen, um als zweiter Apostel der Deutschen in der Bonifaciuskirche gegen Herrn Ronge und die Lichtfreunde zu predigen.

**Münster.** Die hiesigen autonomischen Familien sollen alle Versuche der schlesischen Adels-Reunion, sich mit ihnen zu ihren gegenseitigen geheimen Verbindungen enger zu vereinigen, diplomatisch abgelehnt haben, indem es vielen schlesischen Familien an den obligaten sechzehn Ahnen fehlt.

**Neapel.** „Gli Zarelli“ heißt ein neues Schauspiel, das im Teatro Fiorentino großen Beifall eingeerntet hat. Die Kritik läßt dem Verfasser, einem Herrn Alessandro Avitabile, colossales Lob angedeihen.

∴ Im Teatro del Fondo hat sich eine neue Oper, „Rodolfo da Brienza“ (Text von Domenico Bolognese, Musik von Giacomo Pistilli), ungetheilten Beifall errungen.

**New-York.** Folgende Anzeige ist aus dem „Alabama-Whig“, einer in den Vereinigten Staaten erscheinenden Zeitschrift, entnommen: „Negerhunde. Der Unterzeichnete hat eine ganze Meute von Negerhunden aus der Zucht von Hay und Allen gekauft, und er bietet sich zur Einfangung entlaufener Neger. Für einen Tag des Jagens beträgt der Preis 3 Shilling und für jeden eingefangenen Neger 15 Shilling. W. Galloway.“

**Paris.** Während die spanischen Oppositions-Zeitungen den Utrechter Vertrag als ein Hinderniß der Vermählung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin von Spanien aufstellen, läßt Herr Guizot eine Note aufsetzen, aus welcher hervorgeht, daß seit dem Schlusse des Utrechter Friedens nicht weniger als zwölf Alliances matrimoniales zwischen den französischen und spanischen Bourbons stattfanden, ohne daß es je einer Macht in Europa eingefallen wäre, dagegen zu protestiren.

∴ Das „Journal des Débats“ bringt die Steckbriefe, welche dem spanischen Prätendenten, dem Grafen Montemolin, und dem General Ramon Cabrera nachgeschickt worden sind. Sie lauten: „Signalement des Prinzen Karl Ludwig Maria, Infanten von Spanien, Grafen von Montemolin. Alter 28 Jahre, Größe 1 Meter 65 Centimeter (5 Fuß 2½ Zoll preuß.), Haare und Augenbrauen schwarz, Stirn schmal und gewölbt, Augen braun, Nase stark und lang, ein wenig schief, Mund mittel, Bart schwarz, en collier, Kinn rund, Gesicht oval, Gesichtsfarbe braun. Besondere Kennzeichen: Die Oberlippe und die Zähne stehen ein wenig vor, was sich besonders bei dem Sprechen zeigt. Er drückt sich mit Leichtigkeit aus, hat aber einen starken fremden Accent. Die Knie stehen einwärts, welches beim Gehen stark in die Augen fällt. Er hält sich sehr gerade und schießt mit dem linken Auge, so daß oft das ganze Weiße des Auges erscheint. Seinen Hut trägt er rechts über die Augen gedrückt. — Signalement Ramon Cabrera's. Gebürtig aus Tolosa in Catalonien, Alter 38 Jahre, Größe 1 Meter 63 Centimeter,

Haare und Augenbrauen schwarz, Stirn gewöhnlich, Augen graubraun, Nase mittel, Mund etwas groß, Bart schwarz, ein wenig dünn, Kinn rund, Gesicht oval, Gesichtsfarbe braun. Besondere Kennzeichen: Die Augenbrauen sind buschig und stehen nahe zusammen, eine kleine Narbe auf der Stirn, krumme Füße, wiegt sich auf dem einen Fuß und sieht niemals Dem, mit welchem er spricht, ins Gesicht. — Der „Corsaire Satan“ enthält einen sehr beißenden Artikel über die Steckbriefe; er erzählt nämlich, wie ein Polizei-Sergeant nach diesem Signalement einen Rater eingefangen habe.

∴ Am 6. October ist Louis Philipp in sein 74stes Lebensjahr eingetreten.

∴ Heinrich Börnstein, dessen literarische Rüstigkeit viele unserer deutschen Reihhämmer mit blaßgrünem Reide anbellern, hat ein neues fünftaktiges Originallustspiel, „der tolle Tag“, an die deutschen Bühnen geschickt.

∴ Eine der größten Fabriken künstlicher Blumen ist die des Herrn Constantin, dessen Namen wohl alle eleganten Damen Europas kennen. Aus seiner Fabrik gehen alljährlich für 300,000 Francs Blumen hervor, von denen zwei Drittel ins Ausland geschickt werden.

∴ Der Herzog von Doudeauville hat aus Deutschland, wie er anzeigt, ein sicheres Mittel gegen die Hundswuth mitgebracht. Es besteht aus einem Thee von folgenden Kräutern: Euphorbia villosa, Veratrum album, Polygonum hydropiper und Helloborus niger. Das Mittel wird erst äußerlich zum Waschen der gefahrdrohenden Wunde und dann innerlich angewendet, sowohl bei tollen Hunden als bei gebissenen Menschen. Dieser Thee hat außer der Heilung noch den Vortheil, sicher anzuzeigen, ob der Biß von einem wirklich tollen Hunde herrührt. In diesem Fall erregt der Trunk heftiges Erbrechen; man muß ihn dann so lange forttrinken, bis dies aufhört, was gewöhnlich schon nach der dritten oder vierten Tasse geschieht. Ist der Kranke nicht von einem wirklich tollen Hunde gebissen, so erfolgt kein Erbrechen, und nach der vierten Tasse kann man völlig beruhigt sein. (Was sagen die deutschen Aerzte dazu?)

**Westh.** Nach einer Zusammenstellung im „bibliographischen Anzeiger“ (den seit einigen Jahren der hiesige Buchhändler Eggenberger in monatlichen Lieferungen erscheinen läßt) sind in den drei letztverfloßenen Jahren folgende Werke aus den ungarischen Pressen hervorgegangen: im Jahre 1843 sind 168 Werke in ungarischer und 59 in fremden Sprachen, zusammen 227 Werke erschienen. Das Jahr 1844 brachte 292 ungarische und 69 fremdsprachliche Werke, zusammen 361; im Jahre 1845 sind 358 Werke in ungarischer und 84 in fremder Sprache geschriebene Werke, zusammen 423 herausgekommen.

∴ In ungarischer Sprache erscheinen hier folgende belletristische Zeitschriften: „Eletképek“ (Lebensbilder) mit einem kritischen Beiblatt, „Irodalmi ör“ (der literarische Wächter), redigirt von Adolf Frankenburg. Der „Honderü“, redigirt von Lazar von Horvath, eine Zeitschrift, die vorzüglich in die Salons der Aristokratie Eingang gefunden hat und das „Pesti Divallap“ (Pesther Modenblatt), redigirt von Emerich Bahott, das mehr unter der Mittelklasse verbreitet ist und sich wie die „Eletképek“ den liberalen Interessen anschließt. Von ungarischen Almanachen erscheinen bis jetzt nur zwei, „Ajándok“ (das Geschenk), herausgegeben vom Buchhändler Gustav Heckenast, und „Oerangyal“ (der Schutzengel). Letzteres, mit vorwiegend religiöser Tendenz, wird von einem jungen katholischen Geistlichen, Namens Sujanszky, redigirt.

∴ Herr von Horvath, der geistreiche Redakteur des „Honderü“, hat die Bewilligung nachgesucht, sein vielgelesenes Blatt allwöchentlich auch in deutscher Uebersetzung ausgeben zu dürfen, was zur Bekanntwerdung und Würdigung der neuern Literatur Ungarns für das Ausland von hohem Interesse sein würde.

**Rom.** Der heilige Vater hat von der Akademia Romana di San Luca den Doctor-titel erhalten. (Dr. Pius IX. soll sich in Acht nehmen, sonst wählt man ihn noch zum Mitglied des Leipziger Literaten-Vereins.)

**Stettin.** Bei Ferdinand Müller ist ein neuer „Volkskalender“, redigirt von Theodor Drobisch, mit Beiträgen von A. Boettger, E. Em-Tor, E. Herloßohn, E. Delckers, E. M. Dettinger und Andern, erschienen. Auf jeder Seite dieses Kalenders pulst jugendliches Leben und rosige Laune, die dem Buche viele Leser verschaffen wird. (Als Probe daraus theilen wir in der heutigen Nummer des „Charivari“ — Seite 3367 — einen köstlichen Gassenhauer, „den Heimathsschein“, mit.)

**Tilsit.** Hier herrscht noch immer Friede.

**Warschau.** In Folge eines neuen Polizei-Befehls müssen alle Aushängeschilder der polnischen Kaufleute und Handwerker innerhalb vierzehn Tagen in die russische Sprache umgeschrieben werden, eine Maßregel, die um so härter erscheint, da der größte Theil der polnischen Bevölkerung kein Wort Russisch versteht. (Der Czar ist groß!)

**Wien.** Wir wissen nicht, ob die Titelsucht in Oesterreich größer ist als in andern Ländern, aber wir glauben es aus den uns vorliegenden Listen der Kurgäste eines böhmischen Bades schließen zu müssen. Unter der Masse von Titeln, die wir dort aufgezeichnet fanden, wollen wir bloß einige hervorheben: Bürgerlicher Hopfenhändler, Landesbefugter Delfabrikant, Deficienter Weltpriester, Landrechtsprotokollist, Doctor sämtlicher Rechte, Branntweinhauspächter, Fahrpostdepartementsvorsteher, Staatsbuchhaltungrechnungsofficial, Regierungshauptinstitutencassencontrolleur, königlich böhmischer ständischer Tanzlehrer u. s. w. Bei den Damen wird Gattin, Wittwe, Tochter angehängt, bei sehr vornehmen statt Gattin — Gemahlin, so z. B. Redakteurgattin, Oberforstmeistersgemahlin, geprüfte Magistratswittwe, Finanzwacherespicientenstochter, bürgerliche Schinkenhandlerstochter. Damen, die unglücklicherweise gar kein Titelchen aufzuweisen haben, heißen in den Badeslisten „Particulieres“.

(Morgenzeitung.)

Der Wettkampf, welchen das k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthner-Theater mit dem Theater an der Wien durch gleichzeitige Aufführung der Oper „die Musketiere der Königin“, von Halévy, unternommen, ist vom Publikum zu Gunsten des Hoftheaters entschieden worden; die Sänger Formes, Erl und Leithner, sowie die Sangerinnen Zerr und Schwarz, feierten einen glänzenden Triumph; Duvertüre und viele Gesangsnummern mußten wiederholt werden; oftmaliger Hervorruf zeichnete die Künstler vor ihren Rivalen am zweiten Theater aus. Ob nach solchem Vorgang Jenny Lind im Theater an der Wien, wo sie nur äußerst mangelhaft unterstützt werden kann, singen, und ob Herr Meyerbeer sein „Feldlager in Schlessen“ diesem Theater anvertrauen wird, dürfte jetzt mehr als zweifelhaft sein.

Der Communismus fängt an in der Musik mortier'sche Fortschritte zu machen. Die Symphonie, welche ein Herr Conrad Löffler neulich im Theater an der Wien als die seinige aufführen ließ, ist von einem Herrn Augustin Conradi als Eigenthum reclamirt worden. Dieser hatte die Partitur Löfflern bloß „zum Durchspielen“ geliehen, er ließ sie sich aber zum nützlichen Gebrauche copiren. Herr Löffler scheint ein ganz besonderes Talent zu sein.

**Zürich.** Von Schweizer Kunstwebern wird jetzt Pestalozzi's Bild, in Seide gestickt, feilgeboten. So lange er lebte, ließen sie ihn zerlumpt einhergehen.

„Zeitkrüppel“ heißt ein von Meyer und Zeller angekündigter Roman von einem Herrn G. Wilney.

### Geschwind, was giebt's Altes?

— Maria Antonia, Kurfürstin von Sachsen, geboren den 18. Juli 1724, gestorben 1782 zu Dresden, erhielt von dem berühmten Kapellmeister Nikolo Porpora Unterricht in der Composition und im Gesange. Sie setzte die beiden von ihr gedichteten Opern „Il trionfo della Fedeltà“ und „Talestri, regina delle amazoni“ im Jahre 1755 auch selbst in Musik. Ferner componirte sie eine große Gesangsscene für die berühmte Sängerin Madame Mara im Jahre 1767. Beide vorgenannten Opern sind in Partitur gestochen, und zwar die erste im Jahre 1756, die zweite im Jahre 1805. Sie war Mitglied der Arkadier in Rom, und führte als solche den Namen „Ermelinda Talea Pastorella Arkada“. Unter diesem Namen veröffentlichte sie ihre Werke, jedoch nur mit den Anfangsbuchstaben G. E. P. A.

— Während der Regierung Kaiser Leopolds I. war es üblich, daß jede Frau, die in der Christnacht ein Kind geboren, den Kaiser zum Gevatter bitten mußte. In solchem Falle erhielt das geringste Kind wenigstens tausend Gulden.

— Herzog Ernst von Baiern war so fromm, daß er auf seine elenden Dreierstücke schöne Bibelsprüche prägen ließ.

— Vor 360 Jahren gab es in Holland zwei Parteien, die sehr heftig gegen einander erbittert waren, noch schlimmer wie die Familien Montecchi und Capuletti oder die Häuser York und Lancaster. Die eine der Parteien nannte sich Fischhaken und die andere Stockfische. Im Scherze war nämlich bei einem Gastmahle gestritten worden, ob den Stockfisch der Haken fasse oder der Stockfisch ihn. Der Streit erhitzte sich; es nahmen Bornehme und Geringe Antheil. Ganze Städte schlugen sich auf die eine oder die andere Seite. Die Stockfische trugen graue und die Fischhaken rothe Kappen und erst im Jahre 1492 versöhnten sich beide Parteien.

— In frühern Zeiten wurde das Borgen eines Buches für eine so wichtige Sache angesehen, daß im Jahre 1299 der Bischof von Winchester, als er eine Bibel aus einem



Kloster dieser Stadt borgte, ein auf das Feierlichste gestelltes schriftliches Versprechen geben mußte, dieselbe zurückzubringen. Ludwig XI. mußte 1471 eine große Geldsumme deponiren und mehrere adelige Bürgen stellen, ehe er ein Buch von der medizinischen Fakultät in Paris geborgt erhielt. (Damenzeitung.)

— Zur Zeit der alten Römer wurde jeder Schauspieler für ehrlos gehalten. Ueber die Gründe, die sie dazu veranlaßt hatten, existirt eine höchst interessante Abhandlung von Ludwig Gelbke, „de causis infamiae, qua scenicos Romani notabant, Dissertatio“, Lips. 1835. 4.

— Einer der ältesten Schriftsteller, die sich mit der Naturgeschichte der Bienen beschäftigt haben, war der Holländer Theodor Cluyt; sein Werk „van de Byen, haer wonderlike vorsprong, natur, eygenschap etc.“ erschien zu Leyden 1598, Amsterdam 1608 und 1705. 8.

— Die Heilquelle Beni Menad, eine halbe Stunde von Algier, heilt nach dem dortigen Glauben nicht nur alle möglichen Arten körperlicher Uebel und Gebrechen, sondern steht auch, namentlich bei den Frauen, in dem Rufe, daß sie von den Sünden der Seele, von dem Fluche eines schuldbeladenen Herzens reinige. Täglich sieht man daher bußfertige Sünderinnen der Quelle zuwandern, um sich dort von aller Schuld und Fehle zu befreien und dann wieder — fortzusündigen, da die Sühne so leicht ist.

### Treffer und Nieten.

\* Napoleon pflegte zu sagen: »Wenn ich eine gute Kopfarbeit brauche, so wähle ich, so selten es auch sein mag, stets einen Mann mit einer langen Nase, vorausgesetzt, daß er die nöthige Bildung besitzt. Sein Athem ist kühn und frei, und sein Gehirn wie seine Lunge und sein Herz kalt und klar. In meiner Menschenbeobachtung habe ich fast unveränderlich gefunden, daß eine lange Nase und ein guter Kopf mit einander verbunden sind.«

\* Ein ungarischer Edelmann führte seine Frau und seine Tochter mit den Worten vor: »Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau und Tochter zu präsentiren, die Jüngere ist die Tochter.«

\* Darf ein Mann die Schwiegermutter der Frau seines Bruders heirathen? — Antwort: Nein, denn sie ist seine eigene Mutter.

\* Ein rauchender Philister ging unlängst dicht an einer Schildwache vorüber. Der Soldat, ein bornirter Kerl, rief dem Bürger mit ernster Miene zu: »Wenn Sie hier rauchen wollen, so müssen Sie die Pfeife aus dem Munde thun.«

\* Ein altes Sprichwort sagt:

»Wenn der Däne verliert seine Größ',  
Der Franzmann den Wein,  
Der Schwab' die Suppe  
Und der Deutsche das Bier,  
So sind verloren alle Bier.«

### Nippes.

Was hilft Euch all' das Herzeleid,  
Das Jammern und das Klagen:  
Am dritten Tage ist die Zeit,  
Den Todten wegzutragen.

\* \* \*  
Wenn das Unglück vor Dir trauert,  
Sei es Jude, Heide, Christ;  
Reich' ihm gern von Deinem Brode:  
Mensch ist er, wie Du es bist.

\* \* \*  
O Michelchen, wach' auf, wach' auf!  
Führ' nicht solch faules Leben;  
So lang' Du auf dem Hintern liegst,  
Muß man Dir Tritte geben.

Wilhelm Caspary.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**G e s c h i c h t e**  
der poetischen  
**N a t i o n a l - L i t e r a t u r**  
der Deutschen,  
von **G. G. Gervinus.**

Zweiter Theil:

Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

gr. 8. broschirt. Preis 2 $\frac{3}{4}$  Thaler ord.

Dies bedeutende Werk ist mit Erscheinen dieses Bandes wieder vollständig zu haben, und kostet 16 $\frac{1}{4}$  Thlr.

Bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

**Das Haar und seine Krankheiten.**

Eine pathologische und therapeutische Abhandlung über die krankhaften Zustände der Haare und ihrer Bildungsorgane nach eigenen Untersuchungen

zur Abwehr des Charlatanismus

von

**Dr. Wilh. Hildesheim,**

praktischem Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Berlin.

Broch. 67 Seiten für 10 Sgr.

Da der Charlatanismus immer widriger und frecher sein verderbliches Spiel mit der Behandlung der krankhaften Zustände des Haares treibt, wird es an der Zeit sein, ein ernstes Wort in dieser Sache zu sprechen, und durch gründliche Bearbeitung dieses Gegenstandes eine rationelle Behandlungsweise zu gewinnen, damit das leidende Publikum vor Unheil bewahrt werde, und zugleich eine Garantie erhalte, daß nicht etwa statt des gehofften günstigen Erfolges gar das Uebel schlimmer werde, als je zuvor. In dem Gefühle, daß es die Pflicht des Arztes sei, überall für das Wohl des Leidenden thätig wirkend einzutreten, habe ich es übernommen, eine Pathologie und Therapie in allgemein faßlicher Weise über das Haar und dessen erzeugende und schützende Organe zu entwerfen.

Bei **Graß, Barth und Comp.** in Breslau ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**N. Jungmann:**

**Die orientalische Blumen- und Fruchtmalerei,**

oder: deutliche Anweisung, binnen wenigen Stunden diese Art der Malerei vollkommen zu erlernen. Nebst einer Farbentabelle zum Gebrauch für die noch Ungeübten in dieser Kunst.

Ein Handbüchlein für Blumenmaler, Dilettanten, sowie zum Selbstunterricht. Mit einem colorirten Titelblatt als Muster.

8. Belinp. geh. 12 gGr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.



